

Freizeit ist auch eine Hölle

Lukas Bärfuss' aberwitzige Alpen-Kammeroper „Zimmerstund“

Als Gott sich mit den Völkern dieser Erde zusammensetzte, da wünschten sich die Schweizer das größte Land mitten in Europa. Und Gott sagte ja. Sie wollten aber auch das schönste. Wieder sagte Gott ja. Die Schweizer wollten dazu Palmen am einen Ende, Schnee am andern, und vor allem viel, viel Geld. Da wurde es Gott zu bunt, er nahm das Land, das Schweiz heißen sollte, in seine Hand, ballte sie zur Faust und schmiss den Schweizern vor die Füße, was übrig blieb: Ein kleines Etwas mit komischen Rändern, das aus wenig anderem als einem Haufen Steine bestand. So schuf Gott die Schweizer Alpen, und die Schweizer hatten den Dreck.

In die Alpen zog nämlich nicht nur der unablässige Strom der Touristen – aus ihnen krochen auch schlimme Geschichten um Menschen und ihre Gespenster, die sich dort in der unwegsamen Einsamkeit das Dasein zur Hölle machten und nur in Mord, Totschlag, Inzest, Vergewaltigung oder wenigstens in einer gründlich alkoholisierten Depression einen Ausweg fanden. Die Geschichte vom Heidi war dann eher ein Rousseau'scher Versuch, mit dem sich die urbane Schweiz einzureden versuchte, dass es dort oben, bei den armen, aber näher beim Herrgott ansässigen Berglern besser sei als weiter unten.

Wie Marthaler auf Speed

So muss man sich das vorstellen mit der helvetischen Idylle, die gar keine so große ist, und schon ist man mitten in „Zimmerstund“, der „Alpen-Kammer-Oper“, die der Dramatiker Lukas Bärfuss geschrieben und gemeinsam mit dem Regisseur Livio Andreina konzipiert hat und die der Komponist Daniel Fueter in ein einstündiges Singspiel mit einem ungewöhnlich besetzten Kammerorchester (Klarinette, Akkordeon, Geige, Hackbrett, Tuba) verwandelte. Gut, für Menschen, die sonst ganz normale Musik wie *Cat Power* oder *Death Cab for Cutie* oder *Get Well Soon* gewöhnt sind, ist es stilistisch nicht einfach, ihre Ohren an einen postmodern äußerst avancierten und grundsätzlich dissonanten Verschnitt von traditioneller Volksmusik, Jazz, klassischer Oper und neutönerischer Metaphysik einzulassen. Aber selbst als Laie kann man sagen: Chapeau, einwandfreies Handwerk, toll, wie das Hackbrett auch im schrägsten Moment noch einen Hauch von Sonnenuntergangsgefühl über einem Schneefeld herbeizaubern kann, sehr schön, wie die zwei Sängerinnen und zwei Sänger in raffinierter Mehrstimmigkeit aufgehen, und eh super, dass das Ganze szenisch und gesanglich wirkt wie Marthaler auf Speed.

Und dann natürlich das Wichtigste, das Libretto: Lukas Bärfuss hat seinen Text ganz auf Berndeutsch, jenem angeblich langsamsten, aber klanglich reichsten und angenehmsten Schweizer Dialekt geschrieben, einem Dialekt, der

selbst in der winzigen Schweiz Popstars zu einigermaßen gut verdienenden Menschen macht. Das ist lautmalerisch ein Genuss und wie gemacht fürs musikalische Arrangement. Die Geschichte handelt von vier zeitgenössischen „Knechten“, die in einem Bergrestaurant „im Service“ arbeiten, nichts anderes sehen als Berge und deren Tage einzig von einer „Zimmerstund“, einer ausgedehnten Pause am Nachmittag, strukturiert werden. Diese Zimmerstunde ist der Dorn in ihrer Existenz, ein leeres Loch, zu kurz, um etwas zu erleben, zu lang, um nicht depressiv zu verdämmern.

Einer trinkt, hat Schulden und hört Radio, weil das gratis ist, eine schnupft statt Kokain die Schweizer Streuwürze Aromat, eine andere strickt ewig an einem rosa Fetzen, der vierte, ein freundlicher Österreicher, massiert sich den blonden Schopf mit einer esoterischen Kopfkralle, und alle baden ihre geschundenen Füße in einem grünen Plastikbotich. Die Freizeit, in der die Touristen in die Berge rennen, ist ihnen das Langweiligste auf der Welt, dagegen hilft auch die Liebe nicht, und selbst das Angebot ihres Restaurants, das durch ein großes, unweigerlich an einen Käseläib gemahnendes, drehbares Podest vor Alpenpanorama verkörpert wird, stimmt sie bloß noch trübsinniger: Neben einem „schönen kalifornischen Brätbraten“, der für die englischen Touristen als „typical Swiss beefstew“ angepriesen wird, sind gerade Kohl-Wochen, und da serviert man sich halt abgelöscht durch Blumen-, Weiss-, Rot-, China-, Rosen-, Grünkohl und Kohlrabi. Oder „Bluemechöli, Röslichöli“. Und dann gibt es da noch die Gondelbahn, die natürlich nach dem dritten Mast stehen bleibt, und in deren klaustrophobischem Ambiente die Väter alles besser wissen, die Mütter Angst und die Kinder Harndrang haben.

Es sind keine neuen Geschichten über die rückwärtige Seite eines Tourismuslandes, die nichts anderes ist als das verlängerte Elend der althergebrachten Schweizer Knechte, Mägdle und Verdingkinder, die Bärfuss da versammelt. Aber es ist verblüffend, wie satt, wie farbig, wie urkomisch sie in seiner Fassung daherkommen, wie sinnlich sein Dialektverständnis wirkt. Und ja, auch wie ungeübt volkstümlich da einer sein kann, der sonst tatsächlich einer der wenigen wirklich engagierten Schweizer Nachwuchsentwickler ist, dessen zeitdiagnostische Stücke die großen Häuser großer Städte füllen, dessen spannender Roman „Hundert Tage“, der es in der Schweiz spielend auf die Bestsellerlisten schaffte, gar die Schweizer Entwicklungshilfe in arge Bedrängnis brachte. Und dann macht er so was. Und auch das gelingt. Chapeau. SIMONE MEIER

Bis Ende November tourt „Zimmerstund“ noch durch Bern, Basel und Luzern. Info: www.zimmerstund.ch